



Hanna Weinbach | Thomas Coelen |  
Bernd Dollinger | Chantal Munsch |  
Albrecht Rohrmann (Hrsg.)

# **Folgen sozialer Hilfen**

Theoretische und empirische Zugänge

**BELTZ** JUVENTA

Hanna Weinbach | Thomas Coelen | Bernd Dollinger |  
Chantal Munsch | Albrecht Rohrman (Hrsg.)  
Folgen sozialer Hilfen



Hanna Weinbach | Thomas Coelen |  
Bernd Dollinger | Chantal Munsch |  
Albrecht Rohrmann (Hrsg.)

# Folgen sozialer Hilfen

Theoretische und empirische Zugänge

**BELTZ** JUVENTA

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:  
ISBN 978-3-7799-3656-5 Print  
ISBN 978-3-7799-4658-8 E-Book (PDF)

1. Auflage 2017

© 2017 Beltz Juventa  
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel  
Werderstraße 10, 69469 Weinheim  
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Ulrike Poppel  
Satz: Helmut Rohde, Euskirchen  
Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza  
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor\_innen und Titeln finden Sie unter: [www.beltz.de](http://www.beltz.de)

# Inhalt

<b>Einführung</b>	7
Implikationen der Erforschung von Folgen sozialer Hilfen Einführende Anmerkungen <i>Bernd Dollinger, Hanna Weinbach, Thomas Coelen, Chantal Munsch &amp; Albrecht Rohrmann</i>	8
AdressatInnen und Folgen sozialer Hilfen <i>Hans Thiersch im Gespräch mit Hanna Weinbach</i>	17
<b>Methodologisch-methodische Zugänge</b>	31
Folgen Sozialer Arbeit Perspektiven der Wirkungsforschung <i>Holger Ziegler</i>	32
Biografisierungen von institutionellen Hilfeleistungen Überlegungen zu einem biografieanalytischen Zugang zu den Folgen sozialer Hilfen <i>Christine Demmer</i>	47
Über gewollte und nicht geplante Folgen von sozialen Hilfen für die Adressat_innen Methodische Reflexionen im Rahmen der Adressatenforschung <i>Gunther Graßhoff</i>	62
Der Beitrag der Konversationsanalyse zu einem realistischen Hilfeverständnis <i>Heinz Messmer</i>	75
Zur Relevanz von Interviewkontexten für Positionierungen in Hilfenarrationen <i>Vesna Varga &amp; Chantal Munsch</i>	89

<b>Empirische Studien</b>	103
„Aber ich kann halt immer noch selbst entscheiden“ ‚Kontrolle‘ der Folgen sozialer Hilfen in Schnittfeldern zwischen Jugendhilfe und Schule <i>Jennifer Buchna &amp; Thomas Coelen</i>	104
Positionierungen von Eltern und Fachkräften entlang von Bildungs- und Fürsorgediskursen in Kindertageseinrichtungen <i>Miriam Mai &amp; Luisa Abdessadok</i>	119
Soziale Hilfen unter Mediatisierungsbedingungen Zur Bedeutung von Medienpraktiken im Kontext der Behandlung von Essstörungen <i>Dagmar Hoffmann</i>	132
Un/doing disability als Folge sozialer Hilfen <i>Hanna Weinbach</i>	146
Junge Angeklagte im Kampf mit dem Erziehungsanspruch des Jugend(straf)rechts Empirische Erkundungen <i>Bernd Dollinger, Luzie Gilde, Selina Heppchen &amp; Jenna Vietig</i>	168
Folgen sozialer Hilfen im Querschnitt von Arbeitsfeldern Erste empirische Befunde <i>Jennifer Buchna, Luzie Gilde, Selina Heppchen,          Jenna Vietig &amp; Hanna Weinbach</i>	186
<b>Konzeptionelle Perspektiven</b>	203
Transformationaler Umgang: Implikationen für die Offene Jugendarbeit <i>Andreas Kastenmüller</i>	204
Folgen von Psychotherapie: Ausgewählte Themen der Psychotherapieforschung <i>Tim Klucken</i>	211
Gesetzgebung und Entwicklung sozialer Hilfen am Beispiel der Arbeit von Betreuungsbehörden <i>Michael Fischer, Tobias Fröschle &amp; Albrecht Rohrmann</i>	216
Die Autorinnen und Autoren	236

# Einführung

# Implikationen der Erforschung von Folgen sozialer Hilfen

## Einführende Anmerkungen

Bernd Dollinger, Hanna Weinbach, Thomas Coelen,  
Chantal Munsch & Albrecht Rohrmann

Das Ausgangsthema des vorliegenden Bandes bildet die Tatsache, dass soziale Hilfen eingerichtet werden, um bestimmte Konsequenzen zu generieren. Diese Konsequenzen legitimieren, sofern sie erfolgreich realisiert werden können, die weitere Durchführung dieser Hilfen. Was relativ einfach klingt, ist in der Praxis ausgesprochen komplex und in der Forschung schwierig zu rekonstruieren. Die folgenden Ausführungen berichten im Sinne eines Problemaufrisses von Möglichkeiten, die Komplexität der Folgenforschung durch sinnvolle Unterscheidungen gewissermaßen zu sortieren, um trotz der damit verbundenen beträchtlichen Herausforderungen handlungs- bzw. forschungsfähig zu bleiben.

### a) Unterscheidung 1: Evaluation vs. Folgenforschung

Eine erste Unterscheidung muss zwischen einer Evaluation und der hier adressierten Folgenforschung differenzieren. *Evaluationen* intendieren vorrangig die Bewertung einer sozialen Maßnahme. So definieren Döring und Bortz (2016, S. 977) Evaluationsforschung durch die Befassung „mit der wissenschaftlich fundierten Bewertung von Sachverhalten und insbesondere von Interventionsmaßnahmen hinsichtlich verschiedener Bewertungskriterien“. Flick (2006, S. 14) spricht von einem Fokus auf „das Funktionieren des untersuchten Gegenstandes“, also der Frage, „ob ein Programm wirkt und/oder wie es wirkt bzw. funktioniert.“ Um dieses „Funktionieren“ zu bewerten, werden anerkannte wissenschaftliche Methoden eingesetzt, wie unterschiedlich auch immer diese Forschungsmethoden sind und was auch immer im Zentrum der Bewertung steht.

Dieses Bestreben einer Evaluation, so Lüders (2006, S. 34), ist aus unterschiedlichen Gründen „en vogue“. Sowohl wissenschaftlich als auch politisch und praktisch besteht ranghohes – jeweils sehr unterschiedlich begründetes –

Interesse daran zu erfahren bzw. legitimiert zu bekommen, ob, bzw. wie Maßnahmen wirken. Dieses breite Interesse ist der wissenschaftlichen Qualität von Evaluationen nicht unmittelbar förderlich. Die Frage nach den Konsequenzen sozialer Hilfen wirft grundlegende Probleme auf, die noch vor einer möglichen Bewertung zu behandeln sind.

Hier setzt der von uns genutzte Sammelbegriff der „Folgenforschung“ an: Folgenforschung nimmt zwar wie eine Evaluation ebenfalls die Durchführung von Maßnahmen in den Blick und erschließt deren Konsequenzen, dies allerdings ohne sie einer Bewertung hinsichtlich ihres „Funktionierens“ zu unterziehen. Sie ordnet sich einem Forschungsbereich zu, der nicht der Evaluationsforschung (und auch nicht der Erforschung von Evaluation) zugehörig ist, sondern der Grundlagenforschung, weil genuin „die Erkenntnisfunktion im Vordergrund“ (Flick 2009, S. 15) steht.

Ohne an dieser Stelle die weitreichenden wissenschaftstheoretischen Dimensionen dieser Unterscheidung thematisieren zu können, sei angesprochen, dass Folgenforschung als Forschungsgegenstand soziale Maßnahmen bzw. Interventionen aufweist, ihnen allerdings mit normativer Indifferenz zu begegnen versucht, also nicht mit der Intention einer wertenden Einschätzung (vgl. Dollinger 2017). Im Blickpunkt steht stattdessen die grundlegende Frage, welche Folgen – auch außerhalb der programmatisch vorgegebenen Wirkungen – soziale Hilfen generieren und wie diese forschungsmethodisch sichtbar gemacht werden können.

## **b) Unterscheidung 2: Folgen als Mehrebenenproblem**

Eine zweite Unterscheidung schließt an das Thema der (Nicht-)Bewertung an, da die Annahme, es könnte unstrittig bewertet werden, ob eine Maßnahme wirkungsvoll ist oder nicht, differenziert werden muss. Dies verweist auf die Vielschichtigkeit und Rekursivität sozialer Hilfen: Sie sind nicht nur eine Frage interpersoneller Leistungserbringungen, sondern zudem in unterschiedliche Kontextbezüge eingelagert. Mindestens die folgenden Aspekte sind zu bedenken:

- *Politische-kulturelle Problemdefinition:* Soziale Hilfen können erst erbracht werden, wenn durch politische Akteure und Instanzen entsprechende rechtliche, finanzielle und infrastrukturelle Mittel zur Verfügung gestellt werden. Es wird den Maßnahmen damit in sich eine besondere Ziel- und Bewertungsdimension eingeschrieben, die vorrangig den Eigensinnigkeiten der jeweiligen Instanzen folgt (vgl. Best 2008; Groenemeyer/Hohage/Ratzka 2012). Werden beispielsweise durch politische Akteure sozialpädagogische Projekte gegen jugendlichen Rechtsextremismus gefordert und finanziert,

so kommt es zu einer spezifischen Definition des Problems „Rechtsextremismus“ als Problem Jugendlicher; es wird pädagogisiert und projektförmig adressiert. Diese spezifische Art der Problemdefinition und die Implementation entsprechender Projekte sollen dann u. a. auch den politischen Akteuren in ihrer Selbstdarstellung nützen, während es für diese tendenziell irrelevant ist, ob WissenschaftlerInnen beklagen, dass z. B. auch politische Kommunikation zur Förderung von Rechtsextremismus beitragen kann. Eine evaluative Bewertung nur der Projekte gegen jugendlichen Rechtsextremismus würde dergestalt zu kurz greifen.

- *Organisational gestützte, professionelle Erbringung*: Soziale Hilfen werden im Rahmen von Organisationen erbracht, in denen Fachkräfte mit meist relativ großem Ermessensspielraum tätig werden (vgl. Klatetzki 2010; Lipsky 2010). Umfangreiche Forschungen zu Organisationskulturen und organisationalem Entscheiden sowie die Implementations- und Governanceforschung (z. B. Benz/Lütz/Schimank 2007; Berkel/Graaf/Sirovátka 2011; Klatetzki/Tacke 2005; Kneer 2008; Miebach 2007) weisen eindrücklich nach, dass Organisationen nicht schlicht als Einrichtungen betrachtet werden können, die öffentliche Problemdefinitionen einfach umsetzen. Im Gegenteil weisen sie eine komplexe Eigensinnigkeit bzw. distinkte Formen des „Sensemaking“ (Weick 1995) auf, so dass kontextuelle Handlungsaufträge spezifiziert und je nach organisational verfügbaren und plausibilisierbaren Handlungsoptionen realisiert werden. So kann z. B. eine als Jugendproblem definierte Form von Rechtsextremismus sehr unterschiedlich organisational und professionell justiert werden, indem er beispielsweise als Aufgabe gelesen wird, das Selbstbewusstsein Jugendlicher zu erhöhen, ihre demokratischen Einstellungen zu fördern, ihre soziale Integration zu fördern, ihre berufliche Ausbildung zu unterstützen, ihren Konsum gewalthaltiger Medien zu reduzieren, ihre Einstellungen gegenüber Minderheiten zu modifizieren und vieles andere.
- Von entscheidender Bedeutung sind im Bereich sozialer Hilfen deren *AdressatInnen als primäre oder Ko-ProduzentInnen von Folgen*. Es ist nicht davon auszugehen, dass Maßnahmen gleichsam in sich selbst wirken, sondern sie entfalten ausschließlich deshalb Wirkungen, weil sie in jeweils besonderen Kontexten auf AdressatInnen einwirken und diese durch ihre Handlungen mitgestalten, welche Folgen sich aus Maßnahmen ergeben (vgl. Pawson/Tilley 1997). AdressatInnen sind nicht – gleichsam als „crash test dummies“ (Case/ Heines 2009, S. 25) – bloße Empfänger externer Interventionen oder auf sie wirkende Faktoren, die sie zu bestimmtem Verhalten determinieren würden. Vielmehr verarbeiten sie die Teilnahme an Hilfen in ihrem jeweils individuellen Sinne auf der Grundlage besonderer biografischer Vorerfah-

rungen und setzen die in Maßnahmen gemachten Erlebnisse – möglicherweise – in Handlungen um, die wiederum nachhaltig durch jeweils verfügbare Handlungschancen und Bedeutungszuweisungen geprägt sind (vgl. Rajah/Kramer/Sung 2014). Um dies erneut auf das Beispiel des jugendlichen Rechtsextremismus zu beziehen: In ihn zu intervenieren, macht es erforderlich zu rekonstruieren, welche Bedeutung als ‚rechtsextrem‘ titulierte Sinnzuweisungen und Praxen für die Jugendlichen haben, denn dass sie mit ihren Äußerungen und Praxen gegen etablierte Normen verstoßen und Rechtsextremismus besondere Bedeutungen zugeschrieben werden, dürfte ihnen bekannt sein. In sozialen Hilfen wird mit entsprechenden negativen Zuschreibungen und Kategorisierungen operiert, da diese erst Hilfebedarf plausibel machen. AdressatInnen setzen diese Zurechnungen sehr unterschiedlich und teilweise strategisch ein, um sich auf besondere Weise zu positionieren (vgl. Bitzan/Bolay 2017, S. 45 ff.), womit sie Folgen sozialer Hilfen ko-konstruieren (vgl. Dollinger 2017).

- Folgen sozialer Hilfen werden schließlich durch vielfältige Entscheidungen (über die Fragestellung, die Erhebungsmethode, die Stichprobe oder in der Auswertung) im Forschungsprozess konstruiert. Insbesondere die Auswahl einer bestimmten Forschungsmethode bedeutet die Einschränkung auf eine bestimmte Sichtweise auf Folgen. Die Reflexion entsprechender methodologischer Perspektiven auf Folgen steht einer einfachen, evaluativen Kategorisierung von Maßnahmen als wirksam/nicht-wirksam entgegen. Entgegen der Annahme, es könnte im Sinne eines ‚Goldstandards‘ durch eine einzelne Methodologie am besten geklärt werden, ob und wie Hilfen wirken, wird in der Konsequenz eine plurale, durch unterschiedliche Methodologien gekennzeichnete Forschungslandschaft zur Erschließung unterschiedlicher Aspekte von Folgen sozialer Maßnahmen postuliert (vgl. etwa Hammersley 2013; Sampson 2010; Ziegler 2012). Dies verweist auch auf die mit der Methodenvielfalt verbundenen disziplinären Perspektiven z. B. auf innerpsychische oder soziale Folgen von Hilfen. Schwierig ist jedoch die Vorstellung, durch eine Zusammenfügung differenter Methoden könne ein Gesamtbild von Folgen generiert werden. Eine solche Annahme negiert den Konstruktionscharakter von Forschung und Wissenschaft, da sie unterstellt, es gebe eine in sich bestehende, objektive Gesamterscheinung, die von unterschiedlichen Seiten aus betrachtet und schließlich in Teilbetrachtungen zusammengefügt werden könnte. Denzin (2011, S. 646) spricht von einem „incommensurability issue“, wenn Unvereinbarkeiten nicht anerkannt werden. Dies impliziert nicht die Forderung, auf mehrmethodische Forschungsdesigns zu verzichten. Vielmehr können die entsprechenden Befunde relationiert werden, allerdings macht dies erforderlich, die jeweilige Standpunkt- und Theorieabhängigkeit von Methoden zu beachten. Mehrmethodisches

Forschen verweist diesbezüglich auf die Notwendigkeit, Differenz handzuhaben, nicht per se hingegen darauf, eine einheitliche Aussage über Folgen sozialer Hilfen anzustreben.

Diese Unterscheidungen lassen die Annahme, es könnte durch eine einzelne Studie entschieden werden, ob eine Maßnahme in sich (nicht) wirksam ist, tendenziell hinfällig werden. Im Gegenzug kommen Studien mit nur eingeschränkter, aber gleichsam realistischer Aussagekraft in Betracht, die gerade deshalb aussagekräftig sind, da sie sich auf einen partikularen Bereich einer Folgen-Wirklichkeit konzentrieren.

### **c) Unterscheidung 3: Folgen in der Spezifik einzelner Arbeitsfelder**

Folgen sozialer Hilfen vergegenwärtigen sehr heterogene Felder von Maßnahmen (im Überblick z. B. Chassé/Wensierski 2008; Davies 2013; Hamburger 2012, S. 160 ff.; Homfeldt/Schulze-Krüdener 2008–2009; Jordan/Maykus/Stuckstätte 2012; Otto/Thiersch 2015; Thole 2010a). Es handelt sich um einen vielschichtigen Bereich institutioneller und professionell erbrachter Formen sozialer Unterstützung, bei denen personenbezogene Maßnahmen im Vordergrund stehen (Hamburger 2012, S. 38; Kessl/Otto 2012). Sie zielen darauf ab, bei den AdressatInnen der Hilfen positive Effekte zu erreichen, indem ihre Teilhabechancen und Handlungspotentiale erweitert werden. Gegenüber Instanzen, die gemäß der Terminologie Franz Hamburgers (2012, S. 159) soziale „Basisinstitutionen“ repräsentieren (vor allem Familie, Kindertagesbetreuung, Schule, Ausbildung, Erwerbsarbeit), sollen soziale Hilfen besonderen Unterstützungsbedarf einlösen, da die Integrationschancen der AdressatInnen in Frage stehen. Die Hilfen sind einer psychosozialen bzw. pädagogischen Interventionslogik verpflichtet, mit der sich die Erwartung einer „Steigerung der Handlungsfähigkeit“ (Kaufmann 2005, S. 101) bzw. einer „Wohlfahrtsproduktion“ (Böllert 2011) durch professionell geleistete Unterstützung verbindet.

Werden Folgen im Rahmen eines spezifischen Arbeitsfeldes eruiert, so ist nicht per se davon auszugehen, dass die Befunde Relevanz auch für andere Arbeitsfelder besitzen. So wäre etwa nicht davon auszugehen, dass spezifische Folgen der Arbeit in der Jugendgerichtshilfe ebenfalls bedeutsam sind für die Beratung von Angehörigen von Menschen mit Demenzerkrankungen, die Heimerziehung, frühkindliche Betreuung oder anderes. Ob eine solche Relevanz besteht, bedarf kontrastiver Forschungen, die im Bereich sozialer Hilfen bislang relativ selten realisiert werden.

## Grundlegende Fragen der Erforschung von Folgen sozialer Hilfen

Die Erforschung von Folgen sozialer Hilfen verweist auf grundlegende Zusammenhänge, die einer Klärung bedürfen. Mindestens die folgenden Aspekte sind aus unserer Sicht relevant bzw. zumindest bewusst zu halten:

- *Konzeptualisierung von Folgen sozialer Hilfen.* Im Unterschied zur „klassischen“, evaluativen Wirkungsforschung kommen als Folgen sozialer Hilfen nicht nur vorab definierte Zielbestimmungen in Betracht. Von zentraler Bedeutung muss aus ethischer, empirischer, rechtlicher und fachlicher Sicht die Orientierung an AdressatInnen sein. Rechtlich vorgegebene, fachlich vertretene und von AdressatInnen als relevant erachtete Ziele müssen dabei nicht übereinstimmen. Es bedarf deshalb einer Auseinandersetzung mit der Frage, wie Folgen überhaupt als solche zu bestimmen sind. Neben intendierten Folgen sozialer Hilfen kommen nicht-intendierte in den Blick; neben Folgen für die unmittelbaren AdressatInnen können durch Hilfen weitere Personen(-kreise) tangiert werden, was nur durch geeignete Forschungsdesigns sichtbar gemacht werden kann.
- *Bestimmung möglicher Kausalfaktoren.* Teilweise werden in Evaluationen unabhängige und abhängige Variablen relationiert, um spezifische Zusammenhänge zu messen, ohne deren Zustandekommen zu theoretisieren („*black box problem*“; Pawson/Tilley 1997, S. 30). Im Gegensatz hierzu muss eine Beachtung von Kontexteffekten und Subjektbezügen die Frage beantworten, aufgrund welcher Mechanismen bzw. Mediatoren Folgen als solche hergestellt werden. Es ist theoretisch aufzuschließen, wie Folgen etabliert werden: „Causal explanation requires theory, in other words, not a particular method or only one kind of data“ (Sampson 2012, S. 380). Hierzu stehen unterschiedliche Theorie- und Deutungsangebote bereit, deren Nutzung zu begründen ist.
- *Orientierung an AdressatInnen bzw. Klärung des impliziten Menschenbildes.* Angesichts der für die Folgenforschung zentralen Bedeutung der Adressatenorientierung ist zu beachten, dass Forschungsmethoden mit sehr unterschiedlichen Menschenbildern operieren. Es kommen sowohl Modelle des rationalen Wahlhandelns, der Konditionierung, der subjektiven Sinnzuweisung und viele weitere Basisannahmen über das Handeln von Menschen in Betracht. Entscheidend ist es diesbezüglich, auf Menschenbilder zu rekurren, die „den Handlungs- und Entscheidungsfreiheiten der Akteure Rechnung“ (Schmid 2006, S. 14) tragen (hierzu etwa Albus et al. 2010; Wolf 2007).

- *Spezifizierung der methodologischen und methodischen Mess- bzw. Rekonstruierbarkeit von Folgen.* Mit Blick auf die beschriebene Voraussetzungshaftigkeit von Folgenforschung ist der Einsatz bestimmter Forschungsmethoden jeweils kontingent und abhängig von der spezifischen Art von Folgen, die beforscht werden sollen. Sehr pauschal betrachtet wären z. B. experimentelle Designs geeignet, vorab operationalisierbare Folgen zu messen, allerdings bei einem eingeschränkten Kontext- und Adressatenbezug; qualitative Methoden können u. a. retrospektiv langfristige und subjektiv relevante Folgen rekonstruieren, allerdings bei einem regelhaften Bezug auf nur wenige Einzelfälle und unter Betonung verbaler Daten, was generalisierende Aussagen erschwert. Im Wissen um die spezifischen Erkenntnispotentiale einzelner Forschungsdesigns kann es nicht darum gehen, die prinzipielle Überlegenheit einer Methode zu befürworten, sondern eine bestimmte methodische Vorgehensweise im Bewusstsein ihrer notwendigerweise restringsierten Aussagekraft zu nutzen und eine entsprechend zurückhaltende Präsentation entsprechender Befunde zu leisten.

## **Anlass und Aufbau des Bandes**

Vor dem geschilderten Hintergrund bilden Studien zu Folgen sozialer Hilfen in unterschiedlichen Arbeitszusammenhängen einschließlich eines ersten, tentativen Vergleichs einschlägiger Befunde einen Kernbereich des vorliegenden Bandes. Die Befunde entstammen einer in der Sozialpädagogik der Universität Siegen realisierten Studie, in der Folgen sozialer Hilfen insbesondere bezüglich einer Ausrichtung an deren AdressatInnen erschlossen wurden. Zugrunde gelegt wurde primär ein narrativer Ansatz, insofern Folgen als interaktive Leistungen in Abhängigkeit insbesondere von Bedeutungszuweisungen durch AdressatInnen rekonstruiert wurden (vgl. genauer Dollinger 2017). Das Forschungsdesign folgte der Intention einer möglichst weitgehenden Kontrastierung im Forschungsprozess, um heterogene Anlässe und Kontextbedingungen sozialer Hilfen in den Blick nehmen zu können. Neben dem Blick auf unterschiedliche Arbeitsfelder – fokussiert wurden *die Arbeit mit delinquenten Jugendlichen und Heranwachsenden, mit Personen, denen eine Behinderung attestiert wurde, mit migrantisch angerufenen AdressatInnen* sowie *soziale Hilfen an der Schnittstelle von Schule und Jugendhilfe* – wurde heuristisch zwischen unterschiedlichen Eingriffsintensitäten von sozialen Hilfen unterschieden. Letzteres resultiert aus der Annahme, dass sich soziale Hilfen in ihrer Relevanz für AdressatInnen nachhaltig darin unterscheiden können, wie tiefgreifend in lebensweltliche Zusammenhänge interveniert wird, d. h. wir erfassen mit dieser Vergleichskategorie die Intensität des „Einmischungsgrads“ (Thole 2010b, S. 27) sozialer Hilfen.

Das Vorgehen und Ergebnisse dieser Teilstudien wurden im Rahmen eines Workshops im November 2016 an der Universität Siegen mit interdisziplinären ExpertInnen diskutiert. Die betreffenden Positionen gehen ebenfalls in diesen Band ein und gewährleisten die Darstellung der Heterogenität, von der die Erforschung sozialer Hilfen nachhaltig profitieren kann. Um für diesen Band eine Sortierung zu erreichen, unterscheiden wir zwischen primär methodologisch-methodisch angelegten Beiträgen (Teil I), Studien, die empirische Ergebnisse vorstellen (Teil II), sowie Beiträgen, die v. a. konzeptionell ausgerichtet sind (Teil III). Zudem wird der Band neben dem vorliegenden Text eingeleitet durch ein Interview mit einem Nestor der deutschen Sozialpädagogik und einer adressatenorientierten Erforschung sozialer Hilfen: mit Hans Thiersch.

Ein großer Dank gilt allen, die an der Entstehung dieses Bandes und der Durchführung des Workshops beteiligt gewesen sind.

## Literatur

- Albus, S./Greschke, H./Klingler, B./Messmer, H./Micheel, H.-G./Otto, H.-U./Polutta, A. (2010): Wirkungsorientierte Jugendhilfe. Münster.
- Benz, A./Lütz, S./Schimank, U./Simonis, G. (Hg.) (2007): Handbuch Governance. Wiesbaden.
- Berkel, R. v./Graaf, W. d./Sirovátká, T. (Hg.) (2011): The governance of active welfare states in Europe. Houndmills.
- Best, J. (2008): Social problems. New York.
- Bitzan, M./Bolay, E. (2017): Soziale Arbeit – die Adressatinnen und Adressaten. Opladen.
- Böllert, K. (Hg.) (2011): Soziale Arbeit als Wohlfahrtsproduktion. Wiesbaden.
- Case, S./Haines, K. (2009): Understanding youth offending. Risk factor research, policy and practice. Cullompton.
- Chassé, K. A./Wensierski, H.-J. v. (Hg.) (2008): Praxisfelder der sozialen Arbeit. 4. Auflage. Weinheim/München.
- Davies, M. (Hg.) (2013): The Blackwell companion to social work. 4. Auflage. Hoboken.
- Denzin, N. K. (2011): The Politics of Evidence. In: Denzin, N. K./Lincoln, Y. S. (Hg.): The Sage Handbook of Qualitative Research. 4th ed. Thousand Oaks. S. 645–657.
- Dollinger, B. (2017): Narrative Folgenforschung. Konsequenzen sozialer Hilfen zwischen Evidenzbasierung und Subjektbezug. In: Zeitschrift für Sozialpädagogik 15, H. 1, S. 20–39.
- Döring, N./Bortz, J. (2016): Forschungsmethoden und Evaluation in den Sozial- und Humanwissenschaften. 5. Auflage. Berlin.
- Flick, U. (Hg.) (2006): Qualitative Evaluationsforschung. Reinbek.
- Flick, U. (2009): Sozialforschung. Reinbek.
- Groenemeyer, A./Hohage, C./Ratzka, M. (2012): Die Politik sozialer Probleme. In: Albrecht, G./Groenemeyer, A. (Hg.): Handbuch soziale Probleme. 2. Auflage. Wiesbaden. S. 117–191.
- Hamburger, F. (2012): Einführung in die Sozialpädagogik. 3. Auflage. Stuttgart.
- Hammersley, M. (2013): The myth of research-based policy and practice. London.
- Homfeldt, H. G./Schulze-Krüdener, J. (2008–2009): Lebensalter und Soziale Arbeit (6 Bde.). Baltmannsweiler.

- Jordan, E./Maykus, S./Stuckstätte, E. C. (2012): Kinder- und Jugendhilfe. 3. Auflage. Weinheim.
- Kaufmann, F.-X. (2005): Sozialpolitik und Sozialstaat. 2. Auflage. Wiesbaden.
- Kessl, F./Otto, H.-U. (2012): Soziale Arbeit. In: Albrecht, G./Groenemeyer, A. (Hg.): Handbuch soziale Probleme. 2. Auflage. Wiesbaden. S. 1306–1331.
- Klatetzki, T. (Hg.) (2010): Soziale personenbezogene Dienstleistungsorganisationen. Wiesbaden.
- Klatetzki, T./Tacke, V. (Hg.) (2005): Organisation und Profession. Wiesbaden.
- Kneer, G. (2008): Institution/Organisation. Über die Paradoxie des Organisierens. In: Moebius, S./Reckwitz, A. (Hg.): Poststrukturalistische Sozialwissenschaften. Frankfurt a. M. S. 124–140.
- Lipsky, M. (2010): Street-level bureaucracy. New York.
- Lüders, C. (2006): Qualitative Evaluationsforschung – was heißt hier Forschung? In: Flick, U. (Hg.): Qualitative Evaluationsforschung. Reinbek. S. 33–62.
- Miebach, B. (2007): Organisationstheorie. Wiesbaden.
- Otto, H.-U./Thiersch, H. (Hg.) (2015): Handbuch Soziale Arbeit. 5. Auflage. München.
- Pawson, R./Tilley, N. (1997): Realistic evaluation. London.
- Rajah, V./Kramer, R./Sung, H.-E. (2014): Changing narrative accounts: How young men tell different stories when arrested, enduring jail time and navigating community reentry. In: Punishment & Society 16, H. 3, S. 285–304.
- Sampson, R. J. (2010): Gold Standard Myths: Observations on the Experimental Turn in Quantitative Criminology. In: Journal of Quantitative Criminology 26, S. 489–500.
- Sampson, R. J. (2012): Great American City. Chicago.
- Schmid, M. (2006): Die Logik mechanistischer Erklärungen. Wiesbaden.
- Thole, W. (Hg.) (2010a): Grundriss Soziale Arbeit. 3. Auflage. Wiesbaden.
- Thole, W. (2010b): Die Soziale Arbeit – Praxis, Theorie, Forschung und Ausbildung. Versuch einer Standortbestimmung. In: Thole, W. (Hg.): Grundriss Soziale Arbeit. 3. Auflage. Wiesbaden. S. 19–70.
- Weick, K. E. (1995): Sensemaking in organizations. Thousand Oaks.
- Wolf, K. (2007): Metaanalyse von Fallstudien erzieherischer Hilfen hinsichtlich von Wirkungen und „wirkmächtigen“ Faktoren aus Nutzersicht. Münster.
- Ziegler, H. (2012): Wirkungsevaluation in der Sozialen Arbeit mit straffälligen jungen Menschen. In: DVJJ (Hg.): Achtung (für) Jugend! Praxis und Perspektiven des Jugendkriminalrechts. Mönchengladbach. S. 303–317.

# AdressatInnen und Folgen sozialer Hilfen

Hans Thiersch im Gespräch mit Hanna Weinbach

**Hanna Weinbach (H.W.):** Im Rahmen der Studien zu Folgen sozialer Hilfen, die wir derzeit an der Universität Siegen durchführen, stoßen meine Kolleginnen und Kollegen und ich in ganz unterschiedlichen Arbeitsfeldern auf Phänomene, die jenseits der Intention sozialer Hilfen liegen und auf den eigensinnigen Umgang der Adressatinnen und Adressaten mit diesen verweisen. So begegnen uns in den Erzählungen der jungen Frauen und Männer, die wir interviewt haben, erfahrene Etikettierungs- und Ausgrenzungsprozesse, Reproduktionen von Zuschreibungen, aber auch z. B. das Erleben von Selbstbestimmung und der Kontrolle über das eigene Leben gerade in der Widerständigkeit gegenüber Unterstützungsangeboten oder in der Zurückweisung einer unterstellten Hilfebedürftigkeit. In unserem empirischen Material scheint in verschiedenen Facetten auf, dass soziale Hilfen im Kern mit relativ offenen Konsequenzen verbunden sind. Den Bemühungen von politischer und administrativer Seite, die Effektivität und Effizienz sozialer Hilfen durch eine wirkungsorientierte Steuerung zu erhöhen, stehen diese Befunde entgegen. Es ist daher dringend notwendig, die Frage zu klären: Was sind Folgen sozialer Hilfen und wie kommen sie zustande?

**Hans Thiersch (H.T.):** Sie fragen nach Folgen und unterscheiden sie von Wirkungen; Wirkungen verstehen Sie im Kontext von Wirkungsforschung, Evaluation und evidenzbezogenen Arbeiten, also bezogen auf die prüfbare Einlösung vorgegebener Ziele. Folgen dagegen verstehen Sie als Frage danach, wie Adressatinnen und Adressaten Hilfen erleben, wie sie mit ihnen umgehen, was sie ihnen bedeuten, wie sie also die Vorgaben von Hilfe sich aneignen, sich zu ihnen verhalten, und sie bewältigen; es geht um die subjektive Wahrnehmung in der Einschätzung von lebensweltlichen oder biografischen Verhältnissen. Sie betonen dabei vor allem die Fragen danach, ob und wie sich Menschen den Vorgaben der Hilfen anpassen, sich ihnen entziehen, sich in ihnen verlieren. Sie benützen das Konzept des „doing“. Wir müssen nun versuchen, diese konfliktuöse spannungsreiche Konstellation vor allem auch anhand von Geschichten

zu erörtern, um sie in ihren Differenzierungen und Facetten deutlich werden zu lassen.

Solche Erörterungen brauchen Rahmenbedingungen; dazu möchte ich zunächst gern ein wenig ausholen. Mit Ihren Fragen nehmen Sie in neuen Zugängen eine alte Tradition der Pädagogik auf: Hilfen wurden im Kontext einer kritischen oder emanzipatorischen Pädagogik immer als ambivalent verstanden. Hilfen sind notwendig, um Menschen in den gegebenen ungleichen Lebenskonstellationen darin zu unterstützen, sich in den Möglichkeiten und Anforderungen der Gesellschaft zu platzieren; Hilfen sind notwendig, damit Menschen in den Ungleichheiten des Alters – in den Gegebenheiten der Entwicklungstatsache – und in den Ungleichheiten von sozialen, genderspezifischen und kulturellen Ressourcen Voraussetzungen finden, sich als Subjekt ihrer Verhältnisse, als „Werk ihrer selbst“ erfahren zu können, wie es Pestalozzi formulierte. In dieser Aufgabe aber stehen Hilfen in der gleichsam strukturell gegebenen Gefahr der Anpassung der Eigensinnigkeit von Lebenserfahrungen und Lernprozessen an die Normalität der Gesellschaft, in der Gefahr, die Eigensinnigkeit der Adressatinnen und Adressaten zu unterschlagen, sie zu „kolonialisieren“ oder in fürsorglicher Belagerung zu ersticken. Rousseau ging davon aus, dass alles, was aus der Hand des Schöpfers kommt, gut und alles, was die Menschen damit machen, schlecht sei; Korczak entwickelte eine Pädagogik, die die Eigensinnigkeit und Eigenrechte des Kindes gegenüber der Macht und oft in hehren Absichten getarnten Anmaßlichkeit der Erwachsenen zu stärken suchte; Nohl hat diese Spannung in die Formel gebracht, dass es in der Pädagogik darum gehen müsste, die Interessen des Kindes, die Aufgaben seiner Bildung und Lernprozesse prioritär gegenüber den Interessen der Gesellschaft zu sehen; es gehe um die Probleme, die ein Kind hat, nicht aber um die, die es macht. Dieser Ausgang der Sozialen Arbeit in der Eigensinnigkeit der Lebenserfahrungen und Lernprozesse der Adressatinnen und Adressaten ist – um es in meiner Sprache zu sagen – Intention einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit, die ihren Ausgang nimmt in den alltäglichen Erfahrungen und Bewältigungsmustern der Adressatinnen und Adressaten in Raum, Zeit und Beziehungen und in deren Interesse, sich eine eigensinnige Welt zu schaffen, in der man in der Anerkennung anderer auch Anerkennung für sich selbst findet. Es gilt, die institutionalisierten Hilfen der sozialen Arbeit zu kritisieren, wo sie dies in stigmatisierenden Definitionen und selbstreferentiellen Programmen behindern oder verhindern und dagegen im Rahmen institutionalisierter Hilfen in professioneller Kompetenz Arbeitsstrukturen zu schaffen, die den Adressaten in ihren Aufgaben zu einem gelingenderen Leben helfen.

Folgen für die Adressatinnen und Adressaten, so als Bewältigungsmuster oder „doing“ in den Hilfen verstanden, müssen in zwei Dimensionen thematisiert werden, die im übertragenen Sinn als die vertikalen und die horizontalen Dimensionen von Folgen bezeichnet werden können. Zum einen – im Aspekt

des Vertikalen – geht es darum, wie Menschen ihre Lebenssituation mit und in Hilfen in ihrer jeweiligen Gegenwart bewältigen, es geht gleichsam um einen Querschnitt in der jeweiligen Situation. Zum anderen – im Aspekt des Horizontalen – aber geht es darum, was die Erfahrungen mit und in der Hilfe für die Lebensgestaltung in der Zukunft, also für das spätere Leben jenseits der Hilfe oder auch in anderen Formen von Hilfe bedeutet: Sozialarbeit hatte immer das Ziel der Hilfe zur Selbsthilfe, also zu einem Leben jenseits unterstützender Hilfen zu befähigen, so wie Pädagogik – generell geredet – sich immer als ein Handeln verstand, dessen Ziel es ist, sich überflüssig zu machen. Dieser letzte Aspekt ist Thema ja auch der neueren Care-Leaveer-Forschungen; sie scheint mir besonders interessant, weil hier in der Konkretisierung für Heimkinder nicht die Hilfsinstitutionen im Fokus der Aufmerksamkeit stehen, sondern Menschen, die ihr Leben im Durchgang durch sie leben müssen, also ihre Biografie, ihre Biografizität. Was bedeutet es, wenn jemand lange in einem Heim gelebt hat? Die einen erzählen nicht einmal ihren Partnerinnen oder Freunden, dass sie dort gewesen sind, während andere völlig offen damit umgehen und Heimerzieher werden, weil sie anderen ersparen möchten, was sie erlebt haben oder – durch das Beispiel von Erziehern geprägt – weitergeben möchten, was ihnen geholfen hat. Ergeben sich belastbare Folgen oder gehen sie, in schrecklichen Folgen gefangen und für ihre Zukunft nicht hinreichend vorbereitet, unter? Blicken die Menschen auf eine Zeit zurück, von der sie so wie Menschen, die nicht im Heim waren, denken, das war wie in meiner Familie gewiss gut und schwierig gemischt, aber es war meine Familie. Oder denken sie, dass sie an einem Ort waren, der nicht ihr Ort war, wo sie eben untergebracht waren.

**H.W.:** Wenn Sie mir die Beobachtung erlauben: Das, was Sie sagen oder was auch in Bezug auf die Care-Leaveer-Forschung deutlich wird, ist eine jugendhilfezentrierte Sichtweise. Dass man junge Menschen, Familien in dem Prozess des Aufwachsens begleitet, unterstützt, berät, vielleicht auch, dass Kinder und Jugendliche untergebracht sind in Pflegefamilien oder Heimarrangements, aber im Grunde immer mit der Perspektive: Irgendwann ist das Alter erreicht, in dem die Jugendhilfe aufhört. In dem Arbeitsfeld, das als Behindertenhilfe bezeichnet wird, stellt es sich anders dar – wenn es darum geht, dauerhaft Unterstützung im Alltag zu organisieren.

**H.T.:** Ich würde das nicht so krass sehen und sehe hier eher nur graduelle Unterschiede. In der Behindertenhilfe gibt es doch intensive Bestrebungen, Menschen zur Verselbstständigung zu helfen, also entsprechende neue Formen der Integration, halb offener und offener Betreuung zu entwickeln, also z. B. die Angebote sozialräumlich zu dezentralisieren.

Aber, entschuldigen Sie. Ich möchte, ehe wir nun endlich in die Fallerörterungen einsteigen, doch noch eine allgemeine Bemerkung machen, die mir

sinnvoll erscheint, um Missverständnisse des Folgenden zu vermeiden: Die bisher gemachten Bemerkungen waren auch normativ bestimmt. Eine solche normative Bestimmung ist in unserer heutigen Situation nicht unproblematisch. Gegenüber der Macht der Institutionen mit ihren Erwartungen und Wertungen ist es notwendig, Adressatinnen und Adressaten zunächst in ihren eigenen Lebensverhältnissen, also vor und unabhängig aller Sozialen Arbeit und ihrer Ziele und Programme zu sehen, sie gleichsam unbefangen in ihrer eigenen Situation der Anstrengungen um Lebensbewältigung zu respektieren und zu verstehen, also bewusst eine nicht wertende Haltung einzunehmen. So notwendig aber eine solche Unbefangenheit im Blick ist, sie erledigt jedoch nicht das spezifisch pädagogische Problem der Unterscheidung von hilfreich und nicht hilfreich, angemessen und unangemessen, richtig und falsch, denn dies stellt sich immer nur im Kontext einer Kasuistik, also einer sorgfältigen Rekonstruktion der Verhältnisse in ihren Bedingtheiten und Verstrickungen, die dann aber – gleichsam in einem zweiten Schritt – auf eine Orientierung im pädagogischen Anspruch aller auf ein Leben als Subjekt ihrer selbst in gerechten Verhältnissen bezogen werden muss. Diese Vermittlung konkreter Konstellationen und einer Zielorientierung habe ich im Konzept einer moralisch inspirierten Kasuistik zu fassen versucht; in seinem Horizont stehen auch die folgenden Überlegungen.

Aber, nun endlich zum Konkreten und zunächst zu Folgen im Aspekt des Vertikalen.

In einer dramatischen Falldiskussion zeigte eine Kollegin sich ratlos, hilflos; sie hätten – nach sorgfältiger Einschätzung der Lage – einen jungen Mann, Werner, verselbstständigt und er lebe jetzt in einer eigenen Wohnung; aber er versorge sich schlecht, die Wohnung verkäme, er nähme nicht einmal seine Medikamente, er wäre immer nur wütend. Sie und die Kollegen wüssten nicht weiter. Wir haben dann versucht, die Situation zu rekonstruieren: Er wohnt im eigenen Zimmer und drei Mal in der Woche kommt die Betreuerin – das ist das Arrangement – für eine Stunde vorbei, kocht heißes Wasser für einen Kaffee, bespricht das Leben, räumt auf, kocht vielleicht auch etwas, dann aber geht sie und Werner sitzt da. Nun, gewiss, die Sozialarbeiterin sieht, dass er gerade keinen Arbeitsplatz hat, aber das würde sich dann schon einrichten lassen und sie insistiert: „Wir kümmern uns“. Doch was bedeutet es, wenn jemand so allein auf sich selbst gesetzt ist, aber keine Struktur des Tages oder der Woche hat – es will ja niemand etwas – und keine Connections hat. Werner hat vielleicht keine Erfahrung, wie man eine Beziehung haben könnte, er kann doch eigentlich nur zornig sein; er lebt in einem Arrangement, in dem man überhaupt nicht leben kann. Er hätte – so berichtet die Kollegin weiter – nun vor allem gerade panische Angst vor Weihnachten. Wir haben miteinander gesucht, ob das frühere Heim ihn einlade oder ob es eine Kirchengemeinde gäbe, die am Heiligen Abend einlädt – da gibt es ja viele, die Angst haben allein zu sein –, oder ob es irgendeine Nachbarschaft gäbe, oder vielleicht zwei andere, die auch

verselbstständigt sind und die ebenso zornig in ihrer Wohnung sitzen, oder – da es das offenbar alles nicht gab – ob sie ihn zu sich nach Hause einladen könne. Er sei – zu dieser Einschätzung gelangte die Kollegin im Laufe unserer Diskussion – aus vermeintlich progressiver Programmatik heraus in eine Situation gebracht worden, in der man es nicht aushalten könne. Er hockt und wartet ... auf Nichts. Es braucht ein lebensweltliches Arrangement.

**H.W.:** Diese Fallgeschichte ist aus meiner Sicht ein sehr eindrückliches Beispiel für das, was man in der Debatte um gemeinwesenorientierte Hilfen diskutiert: Dass man eben nicht einfach Menschen aus den Heimen herausholen und im Gemeinwesen mit drei Fachleistungsstunden pro Woche unterstützen kann. Stattdessen braucht es so etwas wie ein Netzwerk Offener Hilfen, wie es Albrecht Rohrmann nennen würde, es braucht so etwas wie hilfreiche Arrangements, wie Überlegungen dazu, was denn in diesem Stadtteil an Möglichkeiten gegeben ist, wo Kontakte möglich sind. Das ist doch eine fachliche und eine strukturelle Herausforderung, das Hilfesystem muss sich umstrukturieren.

**H.T.:** Ich habe das als einen Skandal erzählt: Die Institution lehrt Werner – das ist für ihn die Folge ihres Arrangements –: „Wir zahlen in unseren Möglichkeiten. Du solltest dankbar sein und wir erwarten von Dir, dass Du zurande kommst, eigentlich bist Du ein überflüssiger Mensch.“

Ich erzähle nun dagegen eine andere Geschichte anhand eines eingehenden biografischen Interviews die Geschichte von Ludwig.<sup>1</sup> Die Eltern kamen nicht miteinander aus, Ludwig kam zur Oma, die sich aber mit der Tochter nicht vertrug; die Mutter fand den Buben genialisch, sah ihn aber von der Oma ebenso verkannt – die beiden stritten erbittert – wie von der Schule, in der er nichts lernte, aber zunehmend massiv störte; sie kam ans Ende ihrer Möglichkeiten. Ludwig wurde einem Psychiater vorgestellt, der meinte, hier keine besondere Diagnose zu brauchen, in seiner Situation könne Ludwig nur verrückt werden; er müsse aus der mütterlichen Sphäre herauskommen und in einer Einrichtung leben. Die Mutter aber insistierte, dass Ludwig nichts fehle, dass er nur missverstanden sei; sie kämpfte lange und in immer neuen Anläufen mit den ihrerseits insistierenden Fachleuten. Schließlich haben diese sich durchgesetzt. Im Lauf der Jahre hat Ludwig, der als jemand gekommen war, der immer aggressiv tobte und Gemeinschaft nicht ausgehalten hat, gelernt, mit anderen auszukommen. Und er hat auch zunehmend vom Unterricht profitiert. Aber in seinem Zimmer war es – wie er selbst berichtet – weit über die übliche Großzügigkeit chaotisch, da konnte niemand zu ihm kommen, er lebte hier gleichsam außerhalb der Sozialität und ganz in sich zurückgezogen. Der Erzieher hat auf Aufräumen

---

1 Michael Kaschek, unveröffentlichte Diplomarbeit, Tübingen 2017.

gedrungen, was Ludwig empört hat. Als der Erzieher dann eines Tages doch die Geduld verloren und aufgeräumt hat und dabei auch Sachen – das passiert dann ja leicht – weggetan oder verräumt hat, war Ludwig wütend und fiel in alte aufsässige Verweigerungen zurück. Irgendwann aber hat er sich gefangen und dem Erzieher Recht gegeben; im Ton sei es ja schwierig gewesen, aber im Prinzip richtig. Nun lebt Ludwig jenseits des Heimes verselbstständigt in einer kleinen Wohngemeinschaft; er hat den Interviewer empfangen: „Ist das nicht wunderschön in meinem Zimmer? Ich finde alles, alles hat seinen Platz. Das ist meine Welt, das ist mein Paradies. Ich habe nur eine Angst, dass ich hier nicht bleiben kann. Ich bin jetzt angekommen.“ Die Wohnung ist das eine, das andere aber sind Arbeit und soziale Beziehungen. Ludwig arbeitet in einer beschützenden Werkstatt, er leidet – und weiß dies drastisch zu formulieren – an der Stumpfsinnigkeit der Arbeit, hat sich aber, gleichsam um dies zu kompensieren, zweimal in der Woche in der Poststelle verdingt, wo er die Frankierung von Briefen kontrolliert: „Wenn ich denke, dass ich Briefe kontrolliere, damit sie nicht wieder zurückkommen müssen, dass sie auf jeden Fall pünktlich ankommen und die Menschen nicht ärgerlich werden, dann weiß ich doch irgendwie, wozu man das macht“, sagt er. Mit der Mutter hat er sich inzwischen ausgesöhnt, er besucht sie und die Großmutter, wenn es sich ergibt, am Wochenende; in regelmäßigen Abständen kommt auch ein Assistent, mit dem er spazieren geht, um die Umgebung zu erkunden. So hat Ludwig einen Ort, den er als seinen empfindet, eine Arbeit, die ihn okkupiert, und eine Struktur in der Zeit und im Lebensraum. Er sieht einen Sinn in seinem Leben und hat eine Perspektive.

**H.W.:** Als Negativbeispiel dafür, welche Folgen soziale Hilfen haben können, haben Sie von Werner erzählt, der aus dem Heim heraus in die sogenannte Verselbstständigung gekommen ist, die aber eigentlich katastrophal verlaufen ist, weil er dort vereinsamt. Im Grunde hat sich keiner gekümmert, man hat kein hilfreiches Arrangement aufgebaut, sondern hat es irgendwie dabei belassen. Werner hatte keine Möglichkeit, für sich sinnhaft – irgendwie – tätig zu sein oder Beziehungen zu haben. Die Geschichte von Ludwig, die Sie danach erzählt haben, ist eine Geschichte mit einem Happy End, gewissermaßen der Gegenpol zu Werners Geschichte. Ludwig macht Erfahrungen mit institutionalisierten Hilfen, die eher im Sinne einer lebensweltlichen Gestaltung in seine weitere Lebenswelt eingebettet sind; seine Wohngemeinschaft empfindet er als einen guten Ort des Lebens für sich. Was würde dies nun für das Verständnis von Folgen bedeuten?

**H.T.:** Es ist notwendig, die Pole und Spannweite dessen, was Folgen von Institutionalisierungen sind, zu markieren und auszumessen. Die realen Konstellationen aber sind unübersichtlicher, unterschiedliche Folgen gehen ineinander

über. Ich bleibe noch einmal bei Ludwig. In seiner Arbeit hat er sich arrangiert, aber nur im Prinzip. Obwohl er sich ja auch bei der Poststelle verdingt hat, leidet er am Stumpfsinn seiner Beschäftigung und denkt daran herum, ob das nicht auch eine Maschine machen könnte. Hier öffnen sich die hochproblematischen Fragen zu den, wie ich denke, skandalös bornierten derzeitigen institutionellen Arrangements der Arbeits- und Beschäftigungspolitik; aber das können wir hier nicht verfolgen. Und: Auch Ludwigs Kontakte befriedigen ihn zwar, aber sie sind sehr eingeschränkt. Wenn er sonntags nicht zu Mutter und Oma geht, passiert gar nichts: „Ach, ich weiß dann ja gar nicht, warum ich aufstehen soll. Da bleibe ich bis drei oder vier liegen. Man muss sich ja auch erholen, wenn man die ganze Woche gearbeitet hat.“ Und der Besuch ist auch in sich schwierig, die Oma ist dement und kann ihn gerade noch erkennen, sie wird – das weiß Ludwig – sicher auch bald sterben. Das beängstigt ihn, aber – so beruhigt er sich – er hat den Tod vom Opa erlebt und weiß deshalb ja schon, wie das ist. Andere Leute, mit denen er sich verabreden, etwas unternehmen, die er treffen, mit denen er ‚rumchillen‘ könnte, kennt er nicht. Der Interviewer hat ihn gefragt, ob er für ihn einmal mit früheren Mitbewohnern einen Termin machen sollte, aber das hat Ludwig entsetzt abgelehnt: „O Gott, o Gott, bitte nicht.“ Das ist so – gleichsam von außen gesehen – nicht sehr befriedigend, für ihn passt es, das betont er ausdrücklich. Es bleibt – denke ich – die Frage, ob der eingeschränkte institutionelle Rahmen Ludwigs Möglichkeiten entspricht, er also zu ihm passt, oder ob er sich nur daran gewöhnt hat, oder ob gerade das nur eine anmaßliche Frage von den allgemeinen Zielen eines gelingenden Lebens aus ist, die sich mit Ludwigs „doing“, mit seinen Bewältigungsmustern nicht zufrieden geben mag.

Die Frage nach der institutionellen Gewöhnung stellt sich auch in anderen Konstellationen und Facetten.

**H.W.:** In diesem Zusammenhang muss ich an Mark denken, einen jungen Mann, der schon lange in einer Institution lebt und den ich im Rahmen unserer Studie befragt habe. Mein Eindruck nach dem Interview mit Mark war, dass er in allen Fragen überlegt, wen er um Erlaubnis fragen müsste; er macht keinen Widerspruch zwischen seinen Wünschen und dem, was die Institution erwartet, deutlich. Mark ist innerhalb der Institution umgezogen; für ihn ist das – der Wechsel vom Internat in die Wohnheimgruppe für erwachsene Menschen mit Behinderungen – ein großer Schritt in Richtung Selbstständigkeit; seine neue Adresse ist aber nur eine Wegbezeichnung innerhalb der Sonderwelt des Institutionsgeländes; sie ist im Stadtplan gar nicht ausgewiesen. Als ein anderes Beispiel denke ich an den Integrierten Unterricht, der in gegebenem Personal- und gegebener fehlender Unterrichtsplanung in Gefahr steht, nur die Isolation des Schülers zu bestätigen.

**H.T.:** So weit nun zu den Möglichkeiten der horizontalen Folgen, der Folgen also des Lebens in der Institution für die Bewältigungsmuster. Folgen aber – so haben wir oben ja gesagt – ergeben sich auch in der biografischen Perspektive, also im Durchgang durch unterschiedliche Institutionen und, vor allem, in den Konsequenzen für ein Leben nach den Institutionen.

Werner kann in den Bedingungen, in die er versetzt wurde, keine Perspektiven sehen; ob er gelernt hat, sich unter anderen, glücklicheren Bedingungen zu behaupten, lässt sich nicht absehen. Mark sieht seine Zukunft in der Institution, mit der er gleichsam identifiziert ist; seine Perspektive ist, wie Sie schildern, Selbstständigkeit. Aber er ist so einsozialisiert darin, dass das Leben ein Leben in den Institutionen ist, dass er sich überhaupt nichts anderes vorstellen kann. Die Institution gibt ihm keinen Freiraum für eine eigene Gestaltung, für Biografizität. Ludwig dagegen versteht sein Leben in biografischer Perspektive, blickt auf einen Weg in Phasen und mühsamen Auseinandersetzungen zurück und schaut in seine Zukunft. Auch hier aber gibt es Unabgegoltene – die Verhältnisse sind auch in dieser horizontalen Perspektive durchwachsen. Er hat unter Anstrengungen den Hauptschulabschluss erreicht und fragt sich, warum er ihn nicht anders nutzen kann, als in der ihm zufallenden so stupiden Arbeit; wozu aber hat er sich im Lernen so angestrengt, wenn er hier nun sitzt und irgendetwas zusammensteckt? Er könnte eigentlich etwas anderes arbeiten, aber er darf es nicht, er ist vorbereitet worden für eine längerfristig Perspektive, aber die wird nicht genutzt. Er läuft mit seinen Möglichkeiten ins Leere; gewiss, er versucht in der Postarbeit zu kompensieren, aber das ist doch nur ein schwacher Ausgleich.

Diese Spannung zwischen Kompetenz, Selbstanspruch in der Kompetenz und institutionellen Möglichkeiten wird besonders deutlich in der Geschichte von Lena, die Sie mir im Vorfeld unseres Gesprächs zukommen ließen (s. Weinbach in diesem Band). Lena hat, wie sich in Ihrer Fallanalyse zeigt, massive Sprachprobleme und lebt in einer Einrichtung mit einer Spezialschule; sie hofft, dass das Voraussetzungen für eine Ausbildung schafft. Sie akzeptiert das gegebene langweilige Arrangement – am Wochenende am Heimatort mit ihren Freundinnen blüht sie auf –, aber sie lebt auf eine Perspektive hin; sie liest nebenher und übt, um ihre Sprachschwierigkeiten zu überwinden. Aber ihre Erwartungen wird sie nicht einlösen können. Sie lernt zwar in der Schule, aber es wird nicht bewertet; das ist als Erleichterung gedacht. Man möchte Lena nicht den Druck antun, um Noten kämpfen zu müssen, um doch nur zu erfahren, dass sie miserabel sind. Das ist die freundliche Absicht. Würde man sich aber mit Lena unterhalten haben, so wie Sie sich mit ihr unterhalten haben, würde man merken, wie kränkend das für sie ist. Sie will lernen und dazu muss sie wissen, wo sie steht, worum sie sich anstrengen muss. Sie möchte lieber eine Vier minus haben und wissen, wo sie steht, weil sie sich dann anstrengen kann vielleicht auf eine Vier.